



Wer von uns kommt nicht immer wieder an Grenzen? Einfach weil das Leben so spielt. Wie mit solchen Grenzerfahrungen mit Hilfe unserer ignatianischen Spiritualität umgehen? Davon berichten drei GCLer aus ihren Lebens- und Wirkungsbereichen.

Thomas Simon Wagner, Pfarrer von Geltendorf/Kaltenberg und Hausen, Diözese Augsburg:

Für jüngere Bewohner/innen der europäischen Union sind „Grenzen“, wie man es früher beispielsweise auf Urlaubsreisen erlebt hat, gar kein Begriff mehr. Ich weiß es noch als Kind, wie meine Mutter auf dem Weg nach Italien kurz vor der ersten Grenze die Ausweise und Pässe in die Hand genommen hat. Man musste sich einreihen und wurde dann mal genauer und mal weniger genau kontrolliert, und dann war die Grenze in ein anderes Land überschritten. War die Grenze dann überfahren, dann konnte man Schilder in einer anderen Sprache lesen, es gab, so empfand ich es damals, eine andere Luft zu riechen. Über eine Grenze zu fahren ist auch heute noch etwas Besonderes. Es ist ein Weg in etwas Neues, Fremdes hinein, aber es ist auch spannend, in eine andere, neue Welt hineinzutreten. Und umgekehrt ist es immer wieder schön, heimzukommen in das Vertraute und wieder Alltägliche.

Zum Dienst des Priesters gehören das Überschreiten von Grenzen und der Umgang mit Begrenzungen zu dem Dienst, den man übernimmt. Ich nehme wahr, dass die Erfahrung von „BEGRENZUNGEN“, ihr Annehmen und Überschreiten zu meiner Berufungsgeschichte gehören und möchte dies in drei Punkten einmal darlegen.

„Über die Steppe hinaus“

Eine der eindrucklichsten Berufungsgeschichten lässt sich im Buch Exodus nachlesen. Es ist die Berufung des Mose und die Schilderung darüber, wie Jahwe sich Mose offenbart. Diese Geschichte kann auch als eine Geschichte von Grenzen gelesen werden und wie Gott menschliche Grenzsteine immer wieder zu verrücken vermag.

In Exodus 3,1 wird geschildert, dass Mose die ihm anvertrauten Schafe und Ziegen über die Steppe hinaus getrieben hat und zum Gottesberg Horeb kam. Gottesbegegnung, so liest man es, geschieht nicht im alltäglichen, gewohnten Raum. Im priesterlichen Dienst ist dieser Mut, über die Grenzen hinaus zu gehen, heute stärker gefordert, als es womöglich in früheren Zeiten gewesen ist. Seelsorgliche Räume erweitern sich und erfordern eine gewisse Unverzagtheit und Phantasie, die anvertrauten Gläubigen über „die Steppe hinaus“ zu bewegen. Oftmals sind dies althergebrachte Pfarrei- und Gemeindegrenzen. Es können auch überkommene Gewohnheiten und Bräuche sein, bei denen man als Pfarrer dafür werben muss, diese zu überdenken oder mit neuem Leben zu erfüllen. Über die Steppe hinaus blicken zu können und wie ein Kundschafter neue Räume der Gottesbegegnung in den Gemeinden zu erschließen, scheint mir eine der wichtigsten Aufgaben zu sein, vor die man gegenwärtig als Priester gestellt ist. Dazu braucht es Überzeugungskraft, aber auch das nötige Fingerspitzengefühl, damit sich möglichst viele mit auf den Weg machen, einmal „über den Tellerrand“ zu blicken.

„Herr, ich bin keiner, der gut reden kann“

Gott führt mit Mose ein Gespräch. Gott gibt Verheißungen für die Zukunft und verspricht nichts Geringeres, als dass das Volk in Freiheit leben und glauben kann, ja dass es in einem Land leben darf, in dem Milch und Honig fließen. Mose aber versucht sich herauszuwinden. Weil er darum weiß, dass er eigentlich Unmögliches möglich machen soll. Das ist sicher eine Erfahrung, die viele Priester auch heute machen. Das Unmögliche zu verwirklichen, geht so manchem über die eigene Kraft. Da gibt es Grenzen, die wie z.B. das „Reden können“ im Menschen selbst liegen. Irgendwann spürt man, wie die eigenen Kräfte noch nicht unbegrenzt verfügbar sind. Es gibt auch Phasen der Erschöpfung und einer tiefen Müdigkeit. Man weiß um seine ganz persönlichen Schwächen und auch Versuchungen, die mit

der Priesterweihe nicht automatisch weggehen. Es gibt auch Barrieren, die einem von Außen begegnen und eine Enge erzeugen, der man nicht immer ausweichen kann. Viele Priester leiden darunter, dass manche Entscheidung der Kirchenleitungen mehr das Organisatorische und Strukturelle im Blick hat, als die Bedürfnisse der Gläubigen vor Ort. Auch anders herum spürt man Grenzen. Man will über die Steppe hinausgehen, aber die Menschen weigern sich schlichtweg mitzugehen und machen nicht mit. Wie viel Kraft und Energie kostet es oft, für Neues zu werben. Gerade auch, wenn man nicht immer das überzeugende, zündende Wort findet oder selbst das Neue nicht annehmen und dem Neuen gegenüber aufgeschlossen ist. So mancher zieht sich dann zurück und versucht sich an einer Kirche der Vergangenheit oder will eine Kirche aus dem Reich der Zukunft auffinden. Beides scheint nicht auf Dauer zu helfen. Doch es gibt nur eine Kirche, die so ist, wie sie ist.

„Ich bin mit, ich habe dich gesandt“

Um als Priester in der gegenwärtigen Zeit trotz aller Widerstände froh und zuversichtlich bleiben zu können, braucht es wie in allen Zeiten Zuspruch und Ermutigung. Mich tröstet es, dass es auch früher mancherlei Hürden gegeben hat. Im Keller meines Pfarrhofs gibt es alte Tagebücher des Pfarrers, der in der Kriegszeit tätig war. Sie sind schwer zu entziffern, aber sie zeigen mir, dass es zu jeder Zeit notwendig war, als Priester ein Mensch zu sein, der im Letzten darauf vertrauen musste, sich von dem Gott senden zu lassen, der Unmögliches möglich machen will. Gott tut das nicht mit Menschen, die schon alles können und wissen, sondern mit Menschen, die ihm vertrauen und bereit sind, auf sein Wort hin das Unglaubliche immer wieder neu zu versuchen.

Mein Primizspruch ist der Berufungsgeschichte des Mose entnommen. Nicht ich sende mich zu den Menschen und in die Welt, sondern ER sendet mich und gibt mir, was ich brauche. Eine Ordensschwester hat es an ihrem 80. Geburtstag auf den Punkt

gebracht: „Man muss halt mittun!“ Diese Haltung kann helfen, dass Priester nicht an Grenzen zerbrechen, sondern Grenzen wie Schwellen wahrgenommen werden, die in neue, weite Räume führen. Gott hört ja nicht auf, zu uns zu sprechen, und er hört nicht auf, uns Menschen gegenüber treu zu sein. Ignatius sagt dies in einer anderen Weise: *„Handle so, als ob alles von dir, nichts von Gott abhinge. Vertraue so auf Gott, als ob alles von Gott, nichts von dir abhinge.“*

Ohne dieses Gottvertrauen würde nichts gelingen. Dieses Vertrauen braucht aber immer wieder frischen Zufluss aus der Quelle des Glaubens. Das sind vor allem ein gutes geistliches Leben (auch in Gemeinschaft), gute, ehrliche Freunde, die einen auch auf Fehlhaltungen aufmerksam machen, und den Mut, sich von Zeit zu Zeit zurückzuziehen und gut zu sich selber zu sein. Mir persönlich hilft es, dass ich versuche, mindestens einmal in der Woche eine Aufgabe mit ganzer Hingabe vorzubereiten und diese dann mit Liebe zu tun. Darüber hinaus sehe ich meine Arbeit als Pfarrer als einen Dienst des Da-Seins vor Gott und für die Menschen. Mir hat kürzlich einer gesagt: „Ach stimmt, Du musst ja morgen arbeiten.“ So sehe ich es nicht. Ich würde es eher so beschreiben: Am Sonntag und an den anderen Tagen der Woche bin ich für die Menschen da, wie ER für mich da ist.

Denn wir haben einen Gott, der mit uns mitfühlt und der mit uns mitgeht. Er ist ein Gott, der die Not seines Volkes anschaut und uns hört und der nicht müde wird, Unmögliches möglich zu machen. Er geht sogar so weit, dass er selber Mensch für uns geworden ist. Wie soll es da noch Grenzen geben?

**Georg Steinmetz, Diakon und Trauerbegleiter,
Lauingen, Diözese Augsburg:**

Sich rufen lassen – Zuhören – Schweigen – Aushalten – Wahrnehmen – Achtsamkeit – Betrachten – ins Gebet nehmen – Loslassen – Vertrauen – Hoff-

nung. Diese Begriffe, die uns im Zusammenhang mit Exerzitien geläufig sind, werden in der Trauerbegleitung konkret und greifbar. Geschwätzigkeit, Lärm und Umtriebigkeit haben dort keinen Platz. Grenzen werden berührt, bei mir und meinem Gegenüber. Wir begegnen uns von Seele zu Seele. Verletzungen, Verlustängste, Wut, Trauer, Sorgen und Ängste vor der Zukunft – existenzielle Fragen des Lebens liegen offen.

Grenzgänger – Brückenbauer zwischen Toten und Lebenden

Vor einem Einsatz als Trauerbegleiter muss ich mir darüber klar werden, ob ich der Situation gewachsen bin oder ob ich Widerstände in mir verspüre, diese Begleitung zu übernehmen. Möglicherweise benötige ich in besonderen Fällen Unterstützung durch die Notfallseelsorge oder andere fachlich kompetente Menschen (z.B. bei Mord, Suizid, Kindstod). Die eigene Achtsamkeit und das Erkennen meiner eigenen Grenzen sind wichtige Bausteine für eine kompetente und gelingende Begleitung.

Informationen, die ich schon im Vorfeld bekomme, brauche ich nicht beim Erstkontakt mit den trauernden Menschen erfragen oder erspüren. Möglichst umfassende Informationen, soweit sie bekannt sind, erleichtern den Einstieg in die Begleitung. Schwierige Lebensumstände, Verletzungen, Trennung, Hass usw. können möglicherweise zu unkalkulierbaren Reaktionen führen und eine Begleitung zum Scheitern bringen. Behutsam fragen und hören, achtsam wahrnehmen, kleine Signale in Gesten, Körperhaltung, Lebensraum, sind wichtige Mosaiksteine, um eine Brücke zur begleitenden Person zu bauen. Je mehr mir im Vorfeld vom Toten, den Todesumständen und dem Lebensumfeld bekannt ist, umso leichter ist es, die Reaktionen und Äußerungen der Trauernden, verbal oder nonverbal, zu deuten. Sensible Bereiche können mit besonderer Vorsicht angesprochen, wenn nötig umgangen werden.

Im Einsatz bin ich mit allen Sinnen gefordert. Hören, schweigen, aushalten, kleinste Regungen an mir und meinem Gegenüber wahrnehmen – Achtsamkeit. Distanz und Nähe wahren. Nachfragen, schweigen, Tränen aushalten, hoffnungsvoll ermutigen und liebevoll an das Leben des Verstorbenen erinnern.

Innerlich in einer Haltung des Gebetes, werden Zeiten des Haders, der Fragen und des Schweigens für mich erträglicher. Ausgeglichenheit, Klarheit und Ruhe der Trauerbegleitung können dem Trauernden helfen, selbst ein wenig Frieden in der Trauer zu finden.

Nach einem Einsatz in der Trauerbegleitung muss ich wieder loslassen, Psychohygiene. Nachdenklich trete ich den Heimweg an, mit vielen Gedanken, die in mir nachgehen. Im Schweigen beim Spaziergang, in Gebetszeiten kann Klärung geschehen, ergeben sich Fragen, können Glück und Zweifel in mir aufbrechen. (Ehe)-Partner, Freunde, das Team der Trauerbegleitung, geistliche Begleitung und Supervision sind wichtige Partner, den Dienst der Trauerbegleitung anzuschauen, zu reflektieren und sich gegenseitig Mut zuzusprechen. In den Blick genommen wird das, was uns in der Begleitung nachgeht, wir schauen auf die Freude, die uns der Dienst bereitet, wir schauen auf Gelungenes und auch auf Interessantes, das es wert ist, noch geklärt zu werden.

Menschen begleiten ist: kein - auf Händen tragen; kein - du musst es so oder so machen; kein - das ist der einzige Weg zum Glück. Begleiten bedeutet, ein Stück des Weges eines Menschen mitzugehen und klar zu erkennen, wie weit ich mitgehen darf und muss. Manche Menschen wünschen keine Begleitung durch mich oder durch uns. Dies haben wir zu respektieren, ohne zu werten und ohne persönlich gekränkt zu sein. Jeder Mensch entscheidet selbst, ob Begleitung zugelassen wird oder nicht. Eine gelingende Begleitung geschieht nur in gegenseitiger Freiwilligkeit und gegenseitigem Vertrauen.

Durch den Dienst der Trauerbegleitung habe ich persönlich Veränderungen meiner Wahrnehmung erfahren dürfen. Die Vielfältigkeit der menschlichen Empfindungen, die Einzigartigkeit, Verletzlichkeit, die Einmaligkeit eines jeden Menschen werden mir mit jeder Begleitung immer wieder aufs Neue geschenkt. Einige unserer vermeintlich wichtigen Dinge werden aus der Wahrnehmung als Trauerbegleiter neu geordnet und relativieren sich oft im Umgang mit Menschen in Grenzsituationen ihres Lebens.

Der Blick nach Emmaus, der Blick aus der Perspektive dieser zwei Jünger auf dem Weg mit ihrem einzigartigen Begleiter an ihrer Seite, gibt mir Hoffnung, gibt mir innere Ruhe und ist Kraftquelle für diesen Dienst an der Seite meiner Mitmenschen.

Johanna Merkt, *Geistliche Begleiterin und Leiterin des Exerzitienhauses Ahmsen, Diözese Osnabrück:*

Das Emsland, wo ich heute gerne lebe, sagte mir früher so gut wie nichts. Außer einer kleinen positiven Kindheitserinnerung: Auf der Fahrt in die Sommerferien von Neuwied auf die Insel Vlieland (NL) erkannte ich ungefähr auf der Höhe Meppens, dass es nicht mehr sehr weit war bis zum Ziel. Das bedeutete: endlich raus aus dem VW-Käfer, in den hinein sich sechs Personen und viel Gepäck zusammenquetschten. Und ich wusste: Meppen liegt nahe der Grenze zu den geliebten Niederlanden. Die Grenzüberschreitung damals war für mich als Kind immer schaurig schön. Dieses prickelnde Gefühl im Bauch bei der Frage des Zöllners: „Haben Sie etwas zu verzollen?“ und wie er sich dabei durch das Fenster der Fahrerseite hinunter beugte und jeden Einzelnen in den strengen Blick nahm. So sahen es zumindest meine Kinderaugen und mein Kindergewissen sorgte sich bang: Ist die dicke Salami im Koffer nicht doch zu verzollen?

Das ist Geschichte. Heute lebe ich nicht weit von dieser Grenze im Emsland – seit gut drei Jahren schon. Um hierhin zu kommen, hatte ich so manch andere Grenze teils zu überwinden, teils anzuneh-

men. Vertrautes zu verlassen zum Beispiel, kann sich wie eine Grenzüberschreitung anfühlen. Die Weinberge Heilbronn und der Neckar waren mir lieb geworden. Und Menschen natürlich; auch meine Arbeit als Verfahrenspflegerin in der langjährigen Bürogemeinschaft mit lieben Kollegen/innen. Anzunehmen wie eine Grenze sind die flügge gewordenen Kinder. Sie gehen ihrer Wege, leben ihr Leben. Wo bleibe ich?

Diesen Lebensumbruch – diese Grenzüberschreitung – betrachtete ich nicht mehr aus der Enge eines VW-Käfers. Doch aus einer gewissen Enge der Bequemlichkeit, des Gewohnten, Wohlversorgten. Und darin die Stimme – nicht die strenge des Zöllners, sondern eine werbend fragende: „Und, was willst du nun tun? Tun für mich?“

Viele Exerzitien haben mir diese Stimme vertraut gemacht. Ich kenne sie. Ich traue ihr. Und erfahre: Wirklich wohlversorgt bin ich nur in ihr.

Als die GCL von Bischof Bode gefragt wurde, ob wir das Exerzitienhaus in Ahmsen leiten könnten, habe ich von Anfang an ernsthaft mitgedacht. Fragend, suchend – könnte das was sein für mich? Und dann Schwester Hildegard aus Lingen (=Emsland!). Am Ende meiner Exerzitien 2009 im Kloster Oberschönnefeld kamen wir ins Gespräch. Sie schwärmte von Ahmsen. Ohne um meinen Entscheidungsweg zu wissen, war ihr letzter Satz: „Wenn die Menschen wüssten, welch guter Boden dort ist, gingen viel mehr dorthin!“ Halleluja! Die Würfel waren gefallen und das Kofferpacken gar nicht so schwer.

Zum Weiterdenken

- * Was sind die Grenzen in meinem eigenen Leben, an die ich komme?
- * Was hilft mir, mit diesen Grenz-erfahrungen umzugehen?
- * Dient mir dazu auch unsere ignatianisch geprägte Spiritualität?